

A.

Goethe der Begründer der litterarischen Einheit Deutschlands.

Vortrag, gehalten bei der Gedenkfeier der 150. Wiederkehr des Geburtstages Goethes
von Dr. Jardon, Oberlehrer.

Wer am 28. August dieses Jahres eine Zeitung in die Hand nahm, sie mochte wissenschaftlichen oder politischen Inhaltes sein, fand eine Reihe von Spalten angefüllt mit Betrachtungen über den Lebensgang und mit Urteilen über die Werke eines Mannes, zu dem Deutschland, ja, die gesamte gebildete Welt mit Staunen empORBlickt und der wie keiner vor und nach ihm im Mittelpunkte des geistigen Lebens und der litterarischen Bestrebungen unseres Volkes gestanden hat. Die bedeutendern illustrierten Blätter widmeten sogar ihre ganze Nummer dem Andenken an die 150. Wiederkehr des Geburtstages des Dichterkönigs Goethe.

Worauf beruht diese allgemeine Wertschätzung und Verehrung unseres Dichters? Wieland nannte einst, wie Bielschowsky sagt, Klopstock den grössten Dichter, Herder den grössten Gelehrten, Lavater den besten Christen und Goethe den grössten unter den menschlichen Menschen. Mit den letzten Worten würde er auch heute noch allgemeinere Zustimmung finden. Das Allgemeinmenschliche ist nämlich in keiner bedeutenden Persönlichkeit so verkörpert wie in Goethe. Denn was der Mensch fühlt und denkt, wonach er strebt und ringt, wie er irrt und sich wieder findet, das rastlose Vorwärtsstreben und das kleinmütige Verzagen, das himmelanstürmende Sichauflehnen gegen die engen Grenzen der Menschheit und das demütige Sichversenken in die Liebe eines alles gütig lenkenden Wesens, dieses ewige Schwanken der menschlichen Natur tritt nirgendwo so scharf hervor als in dem Werdegange des Frankfurter Sohnes. Im Gesange der Geister über den Wassern zeichnet er so recht diese Gegensätzlichkeit. So greift er als Dichter an das Herz eines jeden Menschen. Seine Vielseitigkeit, sein Streben, alles zu ergründen und zu erfassen, zeigt sich namentlich auf dem Gebiete des Wissens. Heute beschäftigt ihn Kunststudien, morgen Mineralogie und Alchimie, ein anderes Mal forscht er nach der Ursache der verschiedenen Farben und tritt einem Newton entgegen. Am nachhaltigsten grübelt er nach über die Einheit in den wechselnden Erscheinungsformen der erschaffenen Welt und über die unerforschlichen Tiefen der menschlichen Natur. So bezaubert derselbe Geist das Herz der feinfühlenden Frauen, entzückt den kunstbegeisterten

Mann und regt die Forschung des ernstesten Denkers an. — Doch hier ist nicht der Ort und auch nicht die Möglichkeit gegeben, auch nur annähernd ein Bild dieses einzigen Menschen zu entwerfen. Wir müssen uns auf ein kleineres Gebiet seiner Vielseitigkeit beschränken.

Goethe gehört zu den Baumeistern an der Einheit unseres Vaterlandes. Das Jahrhundert vor ihm war noch angefüllt von tiefen religiösen und politischen Kämpfen, war gekennzeichnet durch den dreissigjährigen Krieg, der die geistige und wirtschaftliche Kultur des Landes vernichtete und auf lange Zeit das Band nationaler Einheit zerriss. Dass endlich aber die Stunde der Erlösung kam, dass die Deutschen sich wieder auf sich selbst besannen und auf den verschiedensten Wegen zur geschlossenen Einheit zu gelangen suchten, das verdanken wir dem Ringen des vorigen Jahrhunderts, in erster Linie dem elektrisierenden Wirken unseres Goethe. Denn nach tiefem Sturze, nach langer Ohnmacht hat Goethe erst die geistige Einheit unseres Volkes geschaffen. Das Streben, dem deutschen Fühlen und Denken wieder zu seinem Rechte zu verhelfen, den Patriotismus zu beleben, die einseitige Bewunderung der Alten und Franzosen zu bannen, war zwar schon vor Goethes Auftreten erwacht. Klopstock und Lessing suchten für deutsche Art und deutsches Wesen zu gewinnen. Aber beiden fehlte der geniale Flug, der die Theorie in die Praxis umsetzt, der das ganze Volk mit sich fortreisst. Was jene Männer erstrebten, fiel dem jungen Goethe, fast ohne dass er es beabsichtigt hätte, als reife Frucht in den Schoss. Glücklicherweise traf es sich, dass er, der väterlicherseits dem Norden entstammte und dessen Familie von der Mutter her dem Süden angehörte, die charakteristischen Eigenschaften der beiden Hälften unseres Volkes, klaren, durchdringenden Verstand und glühende, farbenprächtige Einbildungskraft, in sich vereinigte, einen Gegensatz, der Gottsched und Bodmer zu unversöhnlichen Gegnern gemacht hatte. So kann es uns nicht wunder nehmen, dass gleich sein erstes Werk in ganz Deutschland mit heller Begeisterung aufgenommen wurde.

Sein Götze von Berlichingen ist das Urbild eines echt deutschen Mannes. Bei den frühern gelehrten Dichtern finden wir zwar hochtrabende Dithyramben zum Preise des deutschen Vaterlandes. Aber diese Redensarten konnte ein Grieche und Römer, ein Franzose und Spanier ebensogut zur Verherrlichung seines Volkes dichten. Wie sticht Goethes Werk davon ab! Die Tugend, die immer wieder als die deutsche gepriesen wird, die Treue, der das Nibelungenlied und die Kudrun gewidmet sind, ist im Helden des Stückes gleichsam verkörpert. Treu seinem Kaiser, treu den altüberlieferten Grundsätzen, treu dem wortbrüchigen Freunde, geht er seinen Weg, wenn dieser auch ins Verderben führt. Daneben bezaubern Georg, der wackere Knappe, und Lerse, der frühere Feind, durch ihr unentwegtes Feststehen auf der Seite ihres Herrn. Dazu tritt das Bild des deutschen Weibes: Elisabeth, die tapfere, entschlagungstarke Gattin, die ihr grösstes Glück darin findet, dem Gatten nach des Kampfes Mühe und Hitze ein freundliches Heim zu bieten, Maria, die treu liebende Braut, die, obwohl schnöde verlassen, dem Treulosen nicht zürnt, sondern grossmütig verzeiht. Weisingens Wankelmut, Adelheids Falschheit und Franzens Treulosigkeit lassen diese deutsche Tugend nur in hellerm Glanze erscheinen, zumal ihre Charakterlosigkeit durch das aus dem Süden kommende Gift verursacht zu sein scheint. Dabei sind alle Gestalten keine Schemen, keine typischen Vertreter von Tugend und Laster, sondern wirkliche Menschen mit Fleisch und Bein. Die Unzufriedenheit mit den damaligen verrotteten Zuständen liess das Volk mit Götze die Zeit freier, einfältiger, edel kraftvoller deutscher Art zurückersehnen. Welch ein Abstand gegen die Intrigenstücke eines Gottsched, die wässerigen Machwerke eines Weisse und die frömmelnden Bibelstücke eines Bodmer und ihrer Anhänger! Wie ein zündender Funke schlug das „dra-

matische Monstrum“ deshalb sowohl unten im Süden, in Zürich und Strassburg, als oben im Norden, in Leipzig, Hamburg, Göttingen und Düsseldorf ein. Mit einem Schlage hatte sich der jugendliche Dichter das Herz des litterarischen Deutschlands erobert, die Kluft zwischen Leipzig und Zürich überbrückt, für Shakespeares Verständnis den Boden geschaffen.

In der litterarischen Fehde, die sich an Götzens Erscheinen anschloss, wusste der junge Dichter die Geissel der Satire mit Meisterhand zu schwingen. Dass das junge Deutschland von Pater Brey, dem Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, der Farce Götter, Helden und Wieland, dem Jahrmarktfest zu Plundersweilern entzückt war, ist bei dem verneinenden Charakter der Jugend überhaupt und bei einem Vergleiche mit Rabeners zahmen Versuchen, zeitgenössische Verhältnisse zu verspotten, wohl verständlich. Eine solche urwüchsige Sprache, eine derartige Offenheit und Kühnheit war man seit Murner und Fischart zu hören nicht mehr gewohnt. Die Form der Darstellung, die Einkleidung knüpfen an die kräftig-natürliche Art Hans Sachsens an, dem Goethe zum ersten Male ein Ehrendenkmal setzte.

Um dieselbe Zeit wurden seine Lieder bekannt. Auch sie atmeten echt deutschen Geist. Früher glaubte man schon die Höhe erstiegen zu haben, wenn man in kunstreichen, oft verkünstelten Strophen in leidlicher Sprache einen poetischen Gedanken in Worte kleidete. Goethe selbst huldigte noch in Leipzig diesem Geschmacke. Da begegnete er in Strassburg Herder. Was dieser ahnte, was der Engländer Young verlangte, lag in Goethes Natur tief begründet. Wahrheit und Natürlichkeit werden jetzt die Losung für die Lyrik. Die Töne des Volksliedes aus dem 16. Jahrhundert, von den gelehrten Dichtern verhöhnt und verbannt, klingen wieder an unser Ohr. Durch die Gegenständlichkeit, mit der der Dichter die jedesmalige Lage zu zeichnen versteht, packen sie unwillkürlich den Zuhörer. In dem Gedichte „Es schlug mein Herz“ herrscht Leben und Bewegung, Thätigkeit und Handlung. Das ist Dürer gegen Raffael, der deutsche Meister gegen den Südländer. Einfach und schlicht klingt das Volksliedchen „Sah ein Knab' ein Röslein stehn“. Man suche solch warme, lebenatmende Töne bei den vielgepriesenen Opitz, Flemming und ihren Mustern, den Lateinern und Franzosen. Hier Freude an rhetorischem Wortgeklingel, dort Kürze, rasches Eilen zum Ziele, hier die Eigentümlichkeit des Südländers, dort germanischer Geist.

Schon die Anacreontiker und Klopstock wirkten durch die grössere Wahrheit und Wärme ihrer Gedichte erfrischend. Und doch, welch ein Abstand zwischen Klopstocks thränenschwangern Freundschaftsoden, Gleims gefeilten Weinliedern und Goethes Gedichten zum Preise der Freundschaft und Liebe! Noch heute, in unserm realistischen Zeitalter mit seinen Saufliedern haben Goethes Trinklieder wegen ihrer Frische und Natürlichkeit den Ehrenplatz behauptet. In aller Munde ist: „Freunden gilt das dritte Glas“, „In allen guten Stunden“, „Hier sind wir versammelt zu löblichem Thun“. Ein eigenes Erzeugnis des germanischen Geistes sind die Balladen. In ihnen lebt und webt deutsches Fühlen und Empfinden. Scharf umgrenzte Handlung ist das Charakteristische. Bürgers Lenore, im Jahre 1774 erschienen, hatte ihren Siegeslauf durch ganz Deutschland gemacht. Ihr reißen sich Goethes Balladen würdig an die Seite, in gewissem Sinne stehen sie sogar höher. Der Fischer, der König von Thule haben den „kunstlosen, naturwahren, einfachen Ton des Volkes, die knappe, oft nur andeutend sprunghafte dramatische Darstellung, atmen das tief innerliche Gefühl naiver, unverbildeter Menschen“.

Mochte auch sein zweites Hauptwerk, „Werthers Leiden“, die Stimmung der gesamten krankhaft erregten bessern Gesellschaft wiedergeben und so in ganz Europa Wider-

hall finden; dass die deutsche Jugend den Dichter des Werther vergötterte und ihn bereitwillig als Führer anerkannte, das lag doch auch wohl darin begründet, dass sie hier Wahrheit und Wirklichkeit fand, dass hier zum ersten Male das Herzensleben des modernen Menschen von der Poesie dargestellt wurde, dass sie in den Personen ihr eigenes Ich gezeichnet sah, dass die Mädchengestalt einer Lotte ihrem Ideale entsprach. Das ist kein französischer Salon, in den uns der Dichter führt, das ist ein trauliches deutsches Heim, in dem der Roman sich abspielt. Man beachte den Abstand in der Sprache und in den Verhältnissen zwischen diesem Werke und Lessings Minna von Barnhelm. Mit Recht wird dieses Stück als erstes deutsches Lustspiel gepriesen; denn deutsch sind die Charaktere, die Namen und die Örtlichkeit. Und doch atmet uns aus dem Ganzen etwas wie Pariser Parfüm entgegen. Wie natürlich, schlicht und wahr wird Lotte gezeichnet in jener Scene vor dem Balle, wo sie ihren Geschwistern Brot vorschneidet, ein Vorwurf, der bekanntlich vom Maler verewigt worden ist. Dazu kehrt jener charakteristische Zwiespalt wieder, der schon im Nibelungenliede so ergreifenden Ausdruck gefunden hat, der Kampf zwischen Treue und Untreue. Die erstere siegt, und ihr opfert der Held sein Leben. Niemand wird sich dem Zauber der Sprache entziehen können, die der jedesmaligen Stimmung meisterhaft angepasst ist. Man vergleiche damit Klopstocks oft künstlich in die Höhe getriebene Redeweise. Im Werther haben wir teilweise die wörtliche Wiedergabe wirklich geschriebener Briefe. Die Kühnheit, mit der hier Selbsterlebtes der Öffentlichkeit preisgegeben wurde, überraschte und begeisterte. Rückkehr zur Natur war schon lange die Losung für die Kunst geworden. Aber wie suchte man sie zu erreichen! Die Schäfergedichte, die Idylle mit ihrem künstlich geschaffenen Urzustande entsprachen allem andern eher als der Sehnsucht des von kalten Regeln eingegengten Volksgeistes. Hier, im Werther war nichts, was nicht jeder in ähnlicher Weise selbst erlebt oder gesehen hatte.

In seinen Fragmenten „Prometheus“, „Mahomet“ und „Der ewige Jude“ gewann er durch das Titanenhafte der Gedanken den Kraftmenschen Lessing für sich, der dem Götz und Werther feindlich gegenübergestanden hatte.

So ging Goethe als der anerkannte Führer Jungdeutschlands nach Weimar. Mochten auch die zehn ersten Jahre mit den Zerstreuungen des Hoflebens und des praktischen Wirkens keine grossen Meisterwerke reifen lassen, die deutsche Lyrik verdankt auch dieser Epoche wahre Perlen. Seiner Seelenharmonie mit Frau von Stein und seiner tiefen Neigung zu dieser fein angelegten Frau entsprangen Lieder, die an Zartheit und Wärme ihres Gleichen suchen. Ich erinnere nur an das herrliche Lied „An den Mond“, an das Gedicht „Der du von dem Himmel bist“ und an die unvergleichlichen Mignonlieder. Auch der Erbkönig und Sängler gehören dieser Zeit an.

Aber mit banger Sorge sahen seine Freunde ihn sein Talent am Hofe verzetteln; man veranstaltete sogar eine Gesamtausgabe seiner Werke, als wenn sein Genius gestorben wäre. Da kam sein Aufenthalt in Italien. Hatte er früher für Erwin von Steinbach und sein Werk, den Strassburger Münster, und damit für deutsche Kunst eine Lanze gebrochen, hatte er in Dresden die Niederländer bewundert, so schwärmte er jetzt für die Antike und sah mit Geringschätzung auf die Gotik herab. Bang fragen wir uns: „War er seinem deutschen Geiste, der ihm aller Herzen erobert hatte, untreu geworden?“ Die erlösende Antwort geben Iphigenie und Egmont. Iphigenie, Orest und Pylades lauter Griechen, Thoas der thracische Halbbarbar, in Götz übersprudelndes Leben und Verwicklung, hier antike Mar-

morglätte und Einfachheit. Und doch, welch ein Abstand zwischen Euripides und Goethe! Iphigenie ist im wahrsten Sinne des Wortes deutsch, die Heldin ist eine deutsche Jungfrau, deren Charakter von christlichem Geiste getragen wird. Eine solche Aufrichtigkeit dem Barbaren gegenüber wäre den Griechen lächerlich vorgekommen. Dasselbe Spiel wie in Götz und Werther. Deutsche Treue und Aufrichtigkeit siegen über barbarische, halbunterdrückte Wildheit. Auch klingt in dem Sichsehnen nach dem fernen Vaterlande etwas wie deutsches Heimatgefühl wieder. — In Egmont versetzt uns zwar der Dichter nach den Niederlanden, nach Brüssel. Aber diese buntbewegte Volksmenge, die gegen das spanische Joch mit den Zähnen knirscht, nach Ereiheit lechzt, auf die Simrocks Worte passen:

„Säumt der Deutsche gerne lange,
Nimmer beugt er sich dem Zwange, u. s. w.“

ist deutsch vom Scheitel bis zur Sohle. Aufrichtigkeit gegenüber welscher Tücke und Falschheit stürzt den Helden ins Verderben. Und dann das anspruchslose Klärchen, das in der Liebe ganz aufgeht, aus Liebe zur Heldin wird. Solche Frauengestalt schafft kein Franzose, auch kein Grieche, ebensowenig wie ein Käthchen von Heilbronn und die Jungfrau im armen Heinrich. Was ist Brackenburg anders als der gute deutsche Michel mit seinen Fehlern und Tugenden!

Aber Iphigenie und das zweite Erzeugnis seiner italienischen Reise, das Charakterdrama Torquato Tasso, ebenso glatt und durchsichtig, aber auch ebenso kalt auf die Masse wirkend wie das erste, fanden nicht den Beifall des grossen Publikums. Dieses hatte sich noch nicht zu der Klarheit des Dichters emporgerungen. Vor allem stand die Jugend, die Goethe früher mit sich fortgerissen hatte, diesen Werken kalt gegenüber. Ein anderer Stern leuchtete am litterarischen Himmel auf und bezauberte aller Herzen, Friedrich Schiller. Wer für den jungen Schiller schwärmte, konnte für die Goethesche Muse kein Verständniss haben. So fand sich der einst Hochgepriesene und Verhättschelte einsam und verlassen. Verstimmt zog er sich zurück, und tiefe Verachtung gegen das Publikum ergriff sein Herz.

„Ich muss mein Glück nur mit mir selbst geniessen,
Dein holdes Licht verdecken und verschliessen,“ —

klagt er in seinem Grolle. Um diese Zeit wäre er Weimar beinahe entzogen worden. In Trier, wo er auf der Rückreise von der Campagne in Frankreich weilte, erhielt er einen Ruf als Rathherr nach Frankfurt. Gewichtige Gründe, seine Ehe mit Christiane Vulpius und die dem Herzoge schuldige Dankbarkeit, liessen ihn ablehnen. Bei dieser Gelegenheit bemerkt einer seiner Biographen: „So blieb denn Deutschland geradezu vor einem nationalen Unglücke bewahrt, die einheitliche Spitze in den höchsten geistigen Bestrebungen blieb erhalten.“ Wie richtig dies Urteil ist, zeigte sich bald. Wie ein Magnet zog nämlich Goethe den ihm so wenig geistesverwandten Schiller an. Die beiden Männer von verschiedenem Charakter, entgegengesetzter Weltanschauung und ungleicher Auffassung der Aufgaben eines Dichters lernten einander schätzen und lieben. Für beide brachte der Verkehr reichen Gewinn. Der um zehn Jahre jüngere Schiller wurde aus einem alles überstürzenden, von masslosem Freiheitsdrange beseelten Jünglinge ein reifer, ernster Mann, und Goethe wurde durch die jugendliche Begeisterung des Freundes aus dem selbstsüchtigen Sichgenugsein herausgerissen. Beide vereint, forderten das gesamte litterarische Deutschland in die Schranken. In den Xenien wandten sie sich mit Entrüstung gegen die Roheit der Kritik, gegen die Gleichgültigkeit, mit der das Bedeutende, das die Besten des Volkes in den Horen boten, aufgenommen wurde,

geisselten sie überhaupt die Gebrechen und Verirrungen der zeitgenössischen Litteratur. Ein heftiger Streit entbrannte, aus dem die beiden Dioskuren siegreich hervorgingen. Weimar war von jetzt ab unbestritten für das denkende Deutschland, was heute Berlin für das politische ist. Gerade um diese Zeit zeigte sich der lose Zusammenhang der einzelnen Teile unseres Volkes. Die Revolutionsheere fanden keine geschlossene Reichsarmee, der Korse warf das morsche Gebäude des deutschen Reiches über den Haufen, der Rheinbund schien auf immer den Zusammenhang mit den übrigen Landesteilen verlieren zu sollen. Da war es denn Weimar, wohin sich die bedeutendsten Geister des Ostens und Westens, des Südens und Nordens hinwandten. Hier fand die Vermählung des antiken Geistes mit dem modern-deutschen statt. Seit seinem Aufenthalte in Italien war Goethe für die glatte, unübertroffene Form der Alten völlig gewonnen. Nur mühsam konnte er sich in den Geist seines ureigensten Werkes, des Faust, wieder hineinflinden. Die römischen Elegien und die venetianischen Epigramme zeigen, wohin er steuerte. Das Allgemeinmenschliche, die Harmonie der sinnlichen und geistigen Kräfte drohen das Persönliche, das Übersprudelnde Goethescher Poesie zu ersticken. Da ist es Schiller, der immer wieder zur Vollendung des Faust drängt, der die Berechtigung des modernen Fühlens und Empfindens nachweist, der durch den herrlichen Briefwechsel über die wichtigsten Kunstgesetze Goethe sich selber wiedergiebt. Wirkte dieser anfangs dadurch, dass er, wenn auch unbewusst, an die Glanzzeit unserer Litteratur wieder anknüpfte, die durch das Überwuchern der Renaissance beinahe ganz in Vergessenheit geraten war, so vereinigte er von jetzt an das Herrliche jener Tage mit dem Edelsten, das die Zeit der Humanisten unserm Volke zu erringen getrachtet hatte. Das zwölfte Jahrhundert verband sich mit dem sechzehnten zur vollkommensten Einheit, die gähnende Kluft, die der gelehrte Dünkel der humanistisch gebildeten Dichter geschaffen hatte, wurde überbrückt. Das deutsche Denken und Wollen wurde in die unübertroffene antike Form gegossen, Faust vermählte sich mit Helena. Zunächst galt es, die Berechtigung der in den Xenien geübten Kritik darzuthun. Wie konnte das besser geschehen als dadurch, dass man an die Stelle des Mittelmässigen das Vollendete setzte! So schufen denn beide Geisteshelden in schönster Eintracht Meisterwerke von unvergänglichem Werte.

Und bezeichnend ist es, dass Goethe uns jetzt wieder aus Griechenlands und Italiens sonnigen Fluren zurückführt in die traute Heimat. Der „neue Frühling“ zeitigte zunächst Reineke Fuchs, die geistreiche Umdichtung des alten Tierepos aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Hatte er früher die Ehrenrettung Hans Sachsens vorgenommen, so knüpfte er mit diesem Werke an den charakteristischen Zug frühmittelalterlicher Poesie wieder an. Natürlich, dass es bis auf den heutigen Tag als ein Werk unserer Zeit empfunden wird. Der leichtgebaute Hexameter hat den altbeliebten Stoff unserm Geschmacke näher gebracht. In dem zweiten bedeutenden Werke dieser Zeit folgen wir wieder dem Dichter in die schlichte Wohnung eines deutschen Bürgers wie im Werther. Wer könnte sich dem Zauber entziehen, der über das liebliche, in fließenden Hexametern aufgebaute Idyll „Hermann und Dorothea“ ausgegossen ist! Ob ein Ausländer diesem Epos volles Verständnis entgegenbringen wird? Ich bezweifele es. Ist es doch wohl das deutscheste Werk Goethes, und dabei trifft es wunderbar den kindlich naiven Ton des homerischen Epos. Was für alle Zeiten, die der Kindheit eines Volkes und die der höchsten Kultur, unwandelbar festbleibt, findet hier ungekünstelten und doch so kunstvollen Ausdruck. Das Allgemeingültige tritt uns in deutschem Gewande entgegen. Die Behausung des Wirtes zum goldenen Löwen in ihrer anheimelnden

Gemütlichkeit, der behäbige, freundliche, grundehrliche Wirt, die rastlos thätige Hausfrau geben uns ein Bild, wie man es nur am Rheine und seinen Nebenflüssen schaut. Dann Hermann, der Jüngling mit dem edlen Herzen und dem linkischen Auftreten, ein Bild des deutschen Volkes früherer Jahrhunderte, ferner das werktätige, rührige Mädchen mit seinem biedern, offenen Sinn und seiner von aller Zimperlichkeit freien Sittsamkeit, alles Gestalten, wie sie nur ein echt deutscher Dichter schaffen kann. Dem innigen Freundschaftsbunde verdanken wir ferner eine Reihe herrlicher Balladen, die noch heute, nach mehr als hundert Jahren, im Mittelpunkte des deutschen Unterrichtes stehen, so den getreuen Eckart, die wandelnde Glocke, das Hochzeitlied, den Zauberlehrling, den Schatzgräber, die antik-sinnliche Braut von Korinth und den Gott und die Bajadere, ferner die sog. Müllerin-Balladen, alles Erzeugnisse germanischen Geistes in dem Gefässe klassisch vollendeter Form, mit denen uns Goethe seit dem Balladenjahre bis ins hohe Greisenalter beschenkte. — Tritt auch in dieser Zeit die dramatische Thätigkeit Goethes zurück, haben auch die nach Iphigenie und Egmont zunächst erschienenen Dramen kaum einen besondern Wert, so hat er doch an den Meisterwerken seines Freundes Schiller einen hervorragenden Anteil gehabt, ja, das populärste, weil deutscheste Stück dieses Dichters, Wilhelm Tell, verdankt ihm Anregung und Förderung.

Aus dieser glücklichen Zeit der innigen Freundschaft unserer grössten Dichter ist von Goethe noch zu erwähnen der Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, nicht, als ob er zündend gewirkt hätte, sondern weil die romantische Schule, die bald für mehrere Jahrzehnte die herrschende werden sollte, namentlich ihre Häupter Tieck und Schlegel, auf ihn als Muster hinwiesen. In ihm sahen sie die Verbindung von Lyrik und Epik, die erträumte Einheit der verschiedenen Dichtungsarten, die Befolgung eines Gesetzes, das so unheilvolle Früchte reifen lassen sollte.

Nach Schillers Tode schlummert die Goethesche Muse auf einige Jahre. Nur einige Gesellschaftslieder, die allerdings den Stempel ihres Meisters tragen, stammen aus dieser Zeit. Oft ist es dem Dichter zum Vorwurfe gemacht worden, dass er der nationalen Erhebung seines Volkes kalt gegenübergestanden hat. Doch das lag tief in seiner Natur begründet. Feind aller Anarchie, sah er in Napoleon nicht den Unterdrücker seines Volkes, sondern den Herakles, der der Hydra der Revolution die Köpfe abgeschlagen hatte. Von den Freiheitskriegen befürchtete er die Wiederkehr der frühern ungeordneten Verhältnisse. Wo aber auch damals sein Herz weilte, wie er fühlte und dachte, zeigen die beiden Werke, deren erster Teil damals an die Oeffentlichkeit trat: Faust und Wahrheit und Dichtung, oder wie ursprünglich der Titel lautete, Dichtung und Wahrheit. Faust ist zwar der Vertreter der ganzen Menschheit; aber das Eigenartige in seinem Wesen ist doch wieder recht deutsch. Auf deutschem Boden ist die Faustgestalt geschaffen worden, und immer wieder haben deutsche Dichter, wie Maler Müller, Lessing, Lenau, Heine, sich an ihr versucht. Der Grübler, der alles erforschen will, der Kenntnisse auf Kenntnisse häuft, in allen Zweigen des Wissens sich zurecht findet, der sich aber an dem Errungenen nicht erfreuen, mit dem Erreichten sich nicht begnügen kann, ist ein klares Spiegelbild des Volkes der Philosophen. Nach Thaten dürsten die Deutschen und fühlen sich durch eigene Schuld, wie nach dem dreissigjährigen Kriege, zur Ohnmacht verdammt. Für die Fragen der Praxis wie für die der Wissenschaft und Kunst ist unser Volk gleich leicht entzündet. Der Mann der praktischen Thätigkeit beneidet den Gelehrten, und der Denker möchte gerne an die Stelle des schaffenden Meisters treten. Das ist Faust! Und Margarete! Welch eine Gestalt! Wie naturwahr, schlicht, einfach, hingebend, in treuer

Liebe dessen gedenkend, der ihr Unglück verschuldet hat! Wer wird sich dem Zauber ihrer Jubeltöne und dem Schmelze ihrer Klagelieder entziehen können? Vergebens sucht man eine solche Gestalt bei Sophokles und Euripides, Shakespeare und Ben Jonson, Corneille und Racine. Dieser Gemühtiefe ist nur ein deutsches Frauenherz fähig.

Das ist der junge Goethe, wie ja auch die packendsten Szenen z. T. der Zeit nach dem Aufenthalte in Strassburg angehören. Mit Freuden sahen seine alten Verehrer die Wiedergeburt ihres geliebten Meisters. Diejenigen, welche Iphigenie nicht befriedigt hatte, fanden ihren alten Liebling, den Dichter des Götz, wieder. Durch den später vollendeten zweiten Teil mit dem Geheimnisvollen und Dunklen kettete er die Romantiker an seine Person. So laufen die verschiedenen geistigen Strömungen zu Anfang unseres Jahrhunderts wie die Radian im Mittelpunkte des Kreises in Goethe zusammen.

Mit Wehmut denkt der Greis an die Zeit seines Aufenthaltes in Strassburg zurück, und stille Freude mischt sich in die Rückerinnerung. Dort, mitten im französischen Lager, machte sich der Jüngling frei von allem Französeln, dem er noch in Leipzig manches Opfer dargebracht hatte. Man denke nur an den Gegensatz zwischen dem lebensvollen Tone der an Behrlich gerichteten Briefe und dem von letztem herausgegebenen kleinen Bändchen Goethescher Poesien. Ein Greis, der mit solcher Frische das Ringen und Streben der Strassburger Zeit nach deutschem Geiste noch einmal durchlebte, war seinem Vaterlande nicht untreu geworden. Dichtung und Wahrheit sind die schönste Verteidigungsrede des Angeklagten, feuriger und wahrer als Epimenides' Erwachen, in dem er mehr seine eigene Wiedergeburt feiert als die des Vaterlandes.

Die spätern Werke, die Wahlverwandtschaften und Wilhelm Meisters Wanderjahre, fanden nur Verständnis in der kleinen Goethegemeinde. Nur mit dem westöstlichen Divan näherte er sich den Bestrebungen der Sanskritforscher und der Übersetzer der orientalischen Meisterwerke. Wie er schon in einem Maskenzuge die romantische Poesie der Minnesänger verherrlicht hatte, so zollte er auch hier der neuen Schule seinen Tribut. Zwar sind es eigene Herzensangelegenheiten, die er besingt, aber der grosse Zauber der Welt des Ostens wird von ihm benutzt, um seine Liebe zu verklären.

Mag der alte Goethe auch mehr und mehr sich der damaligen Bewegung der Geister entfremden, mag man auch zum Teil mit Recht auf den mürrischen Geheimrat schimpfen, der manchem jungen Talente die Laufbahn erschwerte, einen Cornelius und Grillparzer nicht zu würdigen wusste, Uhland, dem Lieblinge des Volkes, kein Verständnis entgegen brachte, Führer der Geister blieb er doch. Die Vertreter der neuen Richtung, die im Deutschtum schwärmte, die mit liebevoller Hingabe die verschollenen Denkmäler der so oft gescholtenen, weil verkannten Vorzeit zu neuem Leben erweckten, die unserm Geistesschatze das Beste, was andere Völker in ihren Sagen und Dichtungen boten, zuführten, die für die deutsche Sprache die wissenschaftliche Grundlage boten, alle blickten mit Ehrfurcht und Liebe nach Weimar. Die Romantiker verehrten in ihm ihren Meister, der durch seine alles umspannende Geistesarbeit die Bedingungen geschaffen hatte dafür, dass wir jetzt wie kein anderes Volk in der Weltliteratur wie in unserer eigenen zu Hause sind. Es scharen sich um den alten Titanen die Schlegel, Tieck, Grimm, Brentano, Achim von Arnim und die Bettina, ferner Savigny, der Begründer der Rechtsgeschichte, endlich Sulpiz Boisserée, der der deutschen mittelalterlichen Kunst wieder zu Ansehen verhalf, ihr in der alten Pinakothek in München eine würdige Stätte schuf und für die Wiederherstellung des Kölner Domes, des mächtigen

und überlegenen Bruders des Strassburger Münsters, mit jugendlichem Feuereifer thätig war, Mendelssohn-Bartholdy, der geniale Komponist der romantischen Schule.

So sehen wir die verschiedensten geistigen Strömungen sich in Goethe vereinigen. Fragen wir uns jetzt, wie es kam, dass unser Dichter schon von Jugend an die Geister so mächtig anzog, so lautet zunächst die Antwort: In seinen Werken verspürte das Volk zum ersten Male wieder seit Walther von der Vogelweide ganz anders noch als bei Klopstock und Lessing seinen eigenen Pulsschlag. Dann riss er durch seine Vielseitigkeit und Universalität auch diejenigen mit sich fort, die noch nicht die alten Bahnen verlassen wollten, die dem Sturm und Drang feindlich gegenüber standen. Seine Arbeiten über die Farbenlehre, seine Untersuchungen über die Urpflanze und die Descendenz in den Naturkörpern, seine wichtige Entdeckung des Zwischenkieferknochens gesellte ihn zu den Naturwissenschaftlern, seine Forschungen über Spinoza und Kant zu den die Zeit beherrschenden Philosophen, sein Aufsatz „Winckelmann und sein Jahrhundert“ zu Fr. August Wolf und den Altertumsforschern, seine Schrift über Erwin von Steinbach und den Kölner Dom zu den Freunden der altdutschen Kunst. War auch die Zahl derer, die er durch diese Arbeiten gewann, klein, konnten die durch sie erregten Kreise sich auch nicht im mindesten an Weite mit dem Wellenschlage, den seine Meisterwerke hervorriefen, messen, so flossen doch alle diese kleinen Bäche zusammen, um den Einheitsstrom deutscher Geistesarbeit zu bilden. Wenn Baumgartner ihm seine sprunghafte Thätigkeit zum Vorwurfe macht, so bedenkt er nicht, dass grade diese ihn befähigte, allen Geistesrichtungen gerecht zu werden und so dem tief gespaltenen und weit zersplitterten deutschen Volke eine geistige Spitze, eine ideelle Einheit zu geben. Muss ich mich so gegen die nörgelnde Behandlung dieses Biographen wenden, so kann ich mich ebensowenig mit den meisten neuern Abhandlungen über Goethe befreunden, die, von Nietzsches abscheulicher Kraft-Philosophie beeinflusst, in ihm den Übermenschen feiern. Aus der erwähnten Vielseitigkeit entwickelt sich die schönste Tugend dieses vielgeschmähten „modernen Heiden“, die Duldung. Als er mit Lavater und Basedow den Rhein hinunter fuhr, sang er:

„Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.“

Ich möchte sagen: Kämpfer hier, Kämpfer dort, der Vermittler in der Mitte. Für jedes Menschen Eigenart hat er Verständnis, dem Eigentümlichen der verschiedenen Bethätigungen menschlicher Geistesarbeit weiss er das Bleibende abzugewinnen, überall sucht er das Gute herauszufinden. Deshalb umschwärmen ihn in Strassburg ebensogut der mürrische, ernste Herder, wie der zartbesaitete Jung-Stilling, der kalte, schroffe Salzmann wie der wilde Lenz. Später schliessen sich ihm mit gleicher Liebe an die tyrannenhassenden Stolberg und der pietistische Georg Jakobi, der fromme Klopstock und der weltmännische Wieland, Gegensätze, die sich in seinen verschiedenen Liebesverhältnissen in gleicher Weise ausgeprägt finden. Diese Gegensätze können wir bis in sein hohes Alter in seinen Beziehungen verfolgen. Es ist deshalb erklärlich, dass, wer zu ihm in Beziehung getreten war, diese, so lange er konnte, festzuhalten suchte. Das Überwältigende seiner Persönlichkeit, die apollinische Schönheit seiner Gestalt, das Geschlossene, Ruhevolle seines Wesens gewann ihm schon früh Freunde, deren Zahl mit den Jahren und dem erweiterten Bekanntenkreise immer mehr wuchs. Seit dem Beginne dieses Jahrhunderts drängte sich deshalb alles zu dem grössten Deutschen, dessen Name auch vom Auslande mit Bewunderung genannt wurde, hin.

Endlich verdankt er seine Erfolge nicht zum geringsten der hinreissenden Gewa seiner Sprache, die ihm zwar angeboren war, an deren Vervollkommenung er aber mit unermüdlichem Eifer gearbeitet hat. Immer mehr ging sein Streben dahin, sie von allem Dialektischen und Fremden zu befreien, sie den strengsten Forderungen der Grammatik damaliger Zeit anzupassen. Dabei ist wunderbar, wie trotzdem fast jede Zeile sein eigenstes Gepräge trägt. Edel, rein, aller Künstelei, die auf augenblickliche Wirkung abzielt, bar, fließt seine Sprache natürlich, kraftvoll dahin. Wie einst Luthers Sprache seine Gegner zwang, sie in Wort und Schrift nachzuahmen, so wurde auch Goethes Ausdrucksweise für die weitesten Schichten unseres Volkes das unübertroffene Muster. Sie zu schützen und zu verteidigen, ist vor allem die Aufgabe unserer höher gebildeten Jugend, wie sie auch vor allen die schöne Tugend der Duldsamkeit, Goethes Genius folgend, üben soll. Mit Wohlgefallen ruht unser Auge nach der Betrachtung der modernen Freilichtklexereien aus beim Schauen der Werke eines Dürer, Cornelius, Rethel, der italienischen Meister nicht zu gedenken. Ebenso wollen wir uns von der stotternden und stammelnden Sprache der Leidenschaft der Realisten des fin de siècle-Stils wegwenden zu der ruhigen Klarheit Goethescher Ausdrucksweise. Die modernen Pygmäen, angekränkelt von dem Streben nach Originalität, nach der beliebten Übermenschlichkeit, bestrebt, die altgewohnten Geleise zu verlassen, suchen in der Regellosigkeit ihre Kraftnatur zu bekunden. Einer der bedeutendsten Übermenschlichen nach ihrer Auffassung hat gezeigt, dass gerade in der Beschränkung die Grösse liegt. Denn er, der gefeierte Heros, verschmähte es nicht, bei dem Metriker Moritz in die Schule zu gehen und sich seinen oft zu sehr einschränkenden Gesetzen zu fügen.

Durch diese Selbstzucht ist er der führende Geist geblieben zum Heile unseres Volkes. Lernen wir von ihm, wie man dem Edelsten nachstreben muss. „Ernst, den keine Mühe bleichet“, Selbstzucht und Duldung für Andersdenkende wollen wir auch auf unsere Fahne schreiben!